



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zeitgeist und Berner Geist.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ihr materieller und factischer Sieg war nur eine Folge ihres moralischen, der für die öffentliche Meinung des Landes bald ausgemacht war. In der Ratification des Septembervertrags aber erkennen wir ohne Mühe einen doppelten Fortschritt: den des preussischen Einflusses in Hannover, den unsre Hoffnungen auf die Zukunft unsres Staats nicht entbehren können, und einen erfreulichen Fortschritt zugleich für die nationalen Tendenzen in Deutschland, denen die materielle Einigung endlich auch auf geistigem und politischem Gebiet den lange erkämpften Siegespreis verschaffen wird.

Zeitgeist und Berner Geist.

Von Jeremias Gotthelf. 2 Bde. Berlin. Springer.

Wir haben mit großem Eifer die Sache des schweizer Volksdichters verfolgt, weil wir in ihm eine Wahrheit des Gefühls, einen Reichthum und eine Sicherheit der Anschauungen fanden, die wohl verdienten, unsrer Zeit als Muster vorgehalten zu werden. Das gegenwärtige Buch, welches auf uns, wie auch wol auf die meisten seiner Leser einen sehr unangenehmen Eindruck gemacht hat, veranlaßt uns, einmal auch auf die Schattenseiten seines Wesens einzugehen. Anerkennung hat Jeremias Gotthelf jetzt hinlänglich gefunden, das bezeugt am besten der Absatz seiner Bücher. Jetzt muß das Publicum, welches nur zu geneigt ist, sich bei einer berühmten Erscheinung an diejenigen Seiten zu halten, die unmittelbar hervorspringen, die aber nicht immer die rühmlichsten sind, vor einer Ueberschätzung gewarnt werden, die auch auf die übrigen producirenden Schriftsteller einen nachtheiligen Einfluß haben könnte. Ja, bei der gesunden Kraft und dem unerschöpflichen Leben, welches wir überall bei ihm finden, läßt es sich sogar hoffen, daß der Dichter selbst zu einer nähern Prüfung seines Dichtens, Denkens und Empfindens getrieben werden kann.

In der Vorrede spricht sich Gotthelf darüber aus, daß viele seiner Freunde ihm abgerathen haben, sich mit der leidigen Politik zu beschäftigen, er könne aber diesem Rath nicht folgen, denn das Wesen dieser von ihm angefochtenen radicalen Politik bestehe eben darin, daß sie sich in alle Lebensverhältnisse dränge, das Heiligthum der Familien verwüste, alle christlichen Elemente zerseze. „Politisches Leben heißt man das Leben der Politik, das Vergessen alles Andern ob der Politik, das Gefangengenommenwerden von der Politik. Politik ist nun aber nicht das Vaterland, Politik ist nicht die Gemeinde, Politik ist nicht die Familie; Politik bezieht sich weder auf die Seele, noch auf Gott.“ . . . „Politisches Leben ist eine Art von Krankheitszustand, welcher überwunden werden muß, eine

Gährung, welche das Ungefunde ausscheiden, wiederum Ruhe und Frieden ins Leben bringen soll. Wer meint, in einem Volke müsse ein beständiges politisches reges Leben sein, der täuscht sich übel, so übel wie Der, welcher wähnte, der Mensch müsse beständig im Fieber liegen. Nun giebt es aber gegenwärtig ganze Völkern, welche das verrückte Handwerk treiben, die Menschen fortdauernd in politischen Fiebern wüthend krank zu erhalten. Kaum ist eine politische Frage, sogenannte Lebensfrage, welche das gesammte Volksleben ergriffen und aufgerüttelt hat bis auf den Grund, glücklich überwunden, und es will die Ruhe kommen, da werfen sie eine neue auf, das Fieber ist wieder da, in wilden Krämpfen klappern alle Zähne . . . Wie Rückfälle immer gefährlicher sind, in abgeschwächten Körpern die Krämpfe verzehrender und greulicher (im abgeschwächten römischen Reiche wütheten die politischen Fragen ganz anders, als in der gesunden Republik, bis endlich das abgeschwächte Reich zerfiel, weil es die Krankheit nicht mehr überwinden konnte), so wird bei jeder verfluchten Lebensfrage das politische Leben immer verzehrender und revolutionairer, die Krankheit wird innerlicher, gefährlicher, alle gesunde Kraft immer schwächer und matter . . . Umsonst schreit man dem Volke zu, sich doch nicht fort und fort aufrütteln zu lassen, doch endlich einmal die ungesunden Elemente auszuschneiden, ein christliches Leben zu führen zum Heil seiner Seele . . . Das Volk wird betäubt durch die Höllenknechte, welche mit ihren Fackeln herumfahren und ihre Furienwörter brüllen: Aristokraten, Pfaffen, Reaction . . . Das ist das politische Leben, eine wüste Cholera, über welche Niemand Macht hat, als Gott allein, der da kommen und gehen heißt, was er gut findet zum Heil der Sünder.“ — Das ist nicht ein Ausbruch des Gefühls, der allein steht, wie er bei Jeremias Gotthelf häufig vorkommt, den man ihm aber nachsehen kann, weil er wie ein Gewitter ist, in dem sich der lange verhaltene Unmuth Luft macht, auf den dann aber wieder heiterer Sonnenschein und klare reine Luft folgt. Diesmal geht es das ganze Buch hindurch so, und wenn Gotthelf einmal der Exclamationen müde ist, so kommen Schilderungen von den radicalen Wehrwölfen, die eben keinen erfreulichern Eindruck machen.

Wenn wir auch keineswegs läugnen wollen, daß selbst jenen Uebertreibungen ein richtiger Gedanke zu Grunde liegt, daß die Permanenz der politischen Aufregung ein Volk erschöpfen muß, so ist es doch eben so begreiflich, daß eine solche Stimmung nicht die richtige ist, ein künstlerisches Werk zu produciren, ja nicht einmal eine treffende Polemik zu unternehmen. Wäre es wirklich so, wie Gotthelf schildert, hätte sich das Fieber in der That so gewaltig des gesammten Volks bemächtigt, so gäbe es doch nichts Absurderes, als ihm fortwährend zuzuschreiben, es solle nicht im Fieber liegen. Dadurch, daß man den Kranken schilt, trägt man Nichts zu seiner Heilung bei. Ja, es könnte wol der Fall sein, daß der Prediger mit seinem leidenschaftlichen Ungeßüm, mit seinem

fanatischen Haß gegen die gegenwärtigen Zustände und ihre Veranlassungen eben so und noch mehr von dem Fieber der Zeit ergriffen ist, als seine politischen Gegner. Wir können nicht beurtheilen, in wie weit seine Angriffe gegen den localen Radicalismus gerechtfertigt sind, es mögen auch dort arge Dinge vorgekommen sein, wie bei uns zu den Zeiten der Demokratie; aber das können wir mit Bestimmtheit behaupten, daß eine große politische Partei nicht aus lauter Bösewichtern und Halunken zusammengesetzt sein kann. Hält es Gotthelf für seine Pflicht, den Radicalismus zu bekämpfen, so möge er es offen thun mit Darlegung seiner Gründe und mit genauer Bezeichnung der Persönlichkeiten, die er meint; aber Caricaturen von allgemeinem Inhalt zu schildern, und diese durch unverkennbare Anspielungen auf bestimmte Personen zu beziehen, das grenzt hart an das Gebiet der Verleumdung, und ist des Dichters wie des ehrlichen Politikers unwürdig.

In einer frühern Schrift, „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“, hat Gotthelf mit scharfen Verstand und redlicher, warmer Liebe die Verirrungen aufgesucht, in die dieser Beruf bei seiner eigenthümlichen Stellung nur gar zu leicht verfällt, und die allmähliche Durcharbeitung eines geistig schwachen, aber wohl denkenden Individuums aus diesen Verirrungen zu einem klaren und sichern Selbstbewußtsein verfolgt. In dem neuesten Roman wird der gesammte Stand der Schulmeister als eine Horde von Tollen und Bösewichtern dargestellt. Das ist ein sehr schlimmer Fortschritt, in der Einsicht wie in der Gesinnung. Nicht ungestraft verschließt man sich den rechtmäßigen Einflüssen der Zeit. Allerdings hat der idyllische Naturzustand eines von allen fremden Einflüssen abgeschlossenen Cantons etwas Anziehendes, so wie in seiner Art das Jägerleben der Mohicaner, aber wenn eine allgemeine Bewegung der Cultur sich erhebt, ihn dadurch erhalten zu wollen, daß man ihn unter die Glasglocke stellt, ist eben so eitel wie vermessen. Auch der entlegenste Fleck der Erde kann sich bei unsren hochgesteigerten Communicationsmitteln den Einflüssen der allgemeinen Cultur nicht entziehen, und die wahrhaft conservative Gesinnung besteht nicht darin, dieselben zurück zu weisen, sondern sie auf eine verständige Weise mit dem Bestehenden zu vermitteln.

Wir haben diese Fehler bis jetzt nur vom Standpunkt des Verstandes betrachtet. Aber auch in ästhetischer Beziehung müssen wir dasselbe sagen. Der Fanatismus verblendet nicht nur den Verstand, er verkehrt auch das Herz. Wenn der Dichter überall das Gespenst des Radicalismus verfolgt, so ist er nicht mehr im Stande, richtig zu empfinden, und damit verliert er auch die Fähigkeit, richtig zu schildern.

Daß Gotthelf zuerst durch den Haß gegen die verdrehten Abstractionen der neuen Lehre zum poetischen Schaffen getrieben wurde, ist an sich kein Unglück. Man konnte hoffen, daß er durch die Freude an seinen eigenen Schöpfungen allmählich ganz für die Kunst gewonnen, und durch die Poesie auch über die Vor-

urtheile seines politischen und religiösen Glaubens erhoben werden würde. Die Anlagen dazu waren bei ihm in hohem Maße vorhanden.

Unter allen deutschen Dichtern der neuesten Zeit — wir nehmen keinen aus — hat Gotthelf die größte Sicherheit im Charakterisiren. Er hat es nicht nöthig, was heut zu Tage fast allgemein geschieht, sich seine Charaktere vorher auszuklügeln, sie nach allen Seiten hin zu durchforschen und sich jeden Augenblick zu fragen, wie sie in dem bestimmten Fall sich benehmen müssen, um ihrer Anlage getreu zu bleiben; sie gehen ihm vielmehr unmittelbar in ihrer Totalität auf, und er kann sich unbefangen seiner Einbildungskraft überlassen, er wird nie vom richtigen Wege abirren; und zwar sind es nicht blosse Abstractionen irgend einer Eigenschaft, die er darstellt, sondern concrete Menschen, mit einer Fülle des Details, in der ihm nur Jean Paul und Dickens gleichkommen, während sie ihm in der Sicherheit des Blicks bedeutend nachstehen. Es ist lächerlich, wenn man behauptet, er gebe nur Naturzeichnungen und sei kein Dichter, sondern nur Referent. Schon um eine solche Masse kleiner Züge zu sehen und energisch zu empfinden, ist das Auge eines echten Dichters nöthig. Aber Gotthelf zeichnet mit derselben Sicherheit auch Situationen, die er unmöglich hat beobachten können. Er weiß sich in gute, tüchtige, wenn auch einseitige und hartköpfige Naturen jeder Art darum mit so großer Leichtigkeit zu versetzen, weil er selber eine solche Natur ist. Der Reichthum des Gefühls, die Innigkeit der Empfindung und dabei doch die Kälte und die behagliche Sicherheit des Verstandes und der Eigensinn des Charakters, die er seinen Figuren leiht, hat er aus seiner eigenen Seele geschöpft, und so quellen die einzelnen Züge mit wahrhaft poetischem Uebermuth aus seiner Phantasie hervor. Kein edles Gefühl ist ihm fremd, und doch hat er ein eben so scharfes als mildes Auge für alle menschlichen Schwächen; seine kerngesunde Natur ist des leidenschaftlichsten Zornes mächtig, aber ihre Grundlage ist jene unbefangene und mitunter ausgelassene Heiterkeit, die auch mit dem Heiligsten humoristisch umzugehen weiß, in dem sichern Bewußtsein, sein Wesen dadurch nicht zu verletzen. Das Alles sind herrliche poetische Gaben, und es wäre an sich kein Hinderniß für die künstlerische Entwicklung, daß der Horizont, den er allein umfaßt, ziemlich enge begrenzt ist. Innerhalb desselben ist noch so viel Leben, so viel freie Originalität und so viel feine Nuancen, daß diejenige Form der Dichtung, der er sich hingegeben hat, innerhalb dieses Kreises den reichsten Spielraum findet; ja, es ist ein Glück für ihn zu nennen, daß er nicht, wie die meisten anderen Dichter seiner Zeit, durch künstliche Standpunkte und durch Riesenteleskope seinen Horizont so erweitert hat, daß er die richtige Perspective verliert. Was nützt es, die kühnsten Hamlet- und Faust-Ideen durch einander zu werfen, wenn man nicht die sichere eiserne Hand besitzt, aus dieser glänzenden, aber verworrenen Trümmermasse wieder ein selbstständiges Gebäude aufzurichten?

Wenden wir uns nun zu seinen Schattenseiten. Der Satz, daß die Sicher-

heit der Erbfeind des Menschen ist, bezieht sich auch auf die Kunst. Gotthelf producirt so unbefangen, daß er sich an kein Maß und an kein Gesetz bindet. Seine Geschichten sind so formlos, daß sie sich von Jean Paul und Dickens nur durch die kleinere Anzahl der Personen unterscheiden, mit denen er es zu thun hat. Dafür wissen diese beiden Dichter aber das Interesse durch die Beziehung zu den allgemeinen Culturverhältnissen zu fesseln. Unser Interesse an dem schweizer Particularismus ist doch nur ein reflectirtes, und es gehört eine große Kunst der Composition dazu, um es im Fluß zu erhalten. Bei Gotthelf begegnet es uns leicht, daß wir zwar beim Durchblättern fast auf jeder Seite auf einen Zug stoßen, der uns anregt und befriedigt, daß wir aber einen ganzen Roman nur mit einiger Mühe zu Ende bringen. In dieser Kunstlosigkeit ist leider Gotthelf durch seine neugewonnene Popularität und durch die dadurch veranlaßte Vielschreiberei nur zu sehr bestärkt worden. — Dazu kommt die Sprache. Der schweizer Dialekt nimmt sich in einzelnen Redensarten auch für uns anmuthig und originell genug aus, aber auf die Länge ermüdet er, und die Ungelehrtheit, die uns Anfangs Spaß machte, artet zuletzt in Rohheit aus; und wenn Gotthelf davon abgeht und sich hochdeutsch ausdrücken will, so sieht man diesem Versuch bald das Gemachte an, er wird ganz gegen seine Natur schwülstig und manierirt. — Eben so ist es mit seiner beständigen Beziehung auf particulare Verhältnisse. Wenn er zunächst nur für seine Landsleute schreibe, so wäre dagegen Nichts zu sagen; er hat aber zugleich das deutsche Publicum im Auge, und so verfällt er in eine falsche Verallgemeinerung, die nach beiden Seiten hin Unrecht thut; dann tritt der Prediger hervor, aus der Unbefangenheit wird Geschwägigkeit, aus dem Gefühl Salbung. Während sich Gotthelf sonst vor den übrigen Dichtern, die in demselben Genre arbeiten, gerade durch die unbefangene Freude an seinen Erfindungen auszeichnet, verfällt er in solchen Augenblicken in eine höchst unerfreuliche Absichtlichkeit, und dann merkt man, daß seine Bildung doch von der unsrigen wesentlich abweicht. — So lange er natürlich erzählt, fällt es einem verständigen Leser z. B. nicht ein, an seinen religiösen Ansichten zu mäkeln. Echte Frömmigkeit ist eine zu edle Erscheinung, als daß man sich die Freude darüber durch die irrationellen Formen, in die sie sich hüllt, verkümmern lassen sollte. Ein tüchtiges, reines Herz, welches das Bild seines Glaubens und Hoffens in den historischen Gott verlegt, ist uns, auch wenn es sich dadurch zu ungerechtfertigtem Zorn gegen die Philosophie verleiten läßt, unendlich lieber, als die modernen Weltschmerz-Marren, die nur darum keinen Gott fühlen, weil sie in ihrer Zersahrenheit unfähig sind, sich überhaupt einen bestimmten Charakter zu denken; weil ihr ganzer Gedankenkreis aus Reminiscenzen zusammengesetzt ist, und weil sich ihnen jede neue Anschauung in Reminiscenzen und Abstractionen auflöst. Was kümmert es uns, ob wir in dem historischen Christenthum viele böse und unvernünftige Momente entdecken, wenn diese in der concreten Erscheinung, die

uns vorliegt, nicht vorhanden sind? Für uns sind freilich die Helden der Bibel keine Ideale, aber wenn ein bibelfester Christ, trotz seiner widersprechenden Vorbilder, vollkommen richtig empfindet und richtig denkt, so haben wir so lange Freude daran, als er naiv ist. — Anders wird das Verhältniß, wenn er aus der Naivetät heraustritt, und die Welt bekehren will. Wenn Gotthelf nach der unmittelbaren Anschauung die Verkehrtheiten und Frevel des glaubenlosen Radicalismus darstellt, so treten wir entschieden auf seine Seite, denn Mephistopheles und Robespierre sind uns wenigstens eben so zuwider als ihm selbst. Aber wenn er auf die Quellen dieser Verirrung zurückgehen, und mit der Salbung und Prätenston eines Mannes, der auf der Kanzel an keinen Widerspruch gewöhnt ist, uns über Philosophie u. dgl. belehren will, so müssen wir ihm zurufen: davon verstehst Du Nichts! Deine Versicherungen können uns nicht überzeugen, Deine Drohungen nicht einschüchtern. — Gerade so ist es mit seiner politischen Gesinnung. Die Natur an sich ist schön und gut, aber die Natur, die sich gegen die Cultur empört, ist ein Frevel, und muß zu Boden getreten werden. In der beständigen Beziehung auf seinen Gegensatz merkt Gotthelf es nicht, daß der Zersehungsproceß, den er nur äußerlich sieht, in seinem Innern vorgeht: er glaubt, daß die wirkliche Natur unter dem politischen Treiben zu Grunde geht, und es ist nur seine eigene Natur, seine edle und schöne Poesie; sie verkümmert im Haß und im Fanatismus.

Jeremias Gotthelf ist stark genug, um, wenn er ernstlich will, sich diesen Verirrungen zu entreißen, und durch eine künstlerische Form seinen heiteren und tüchtigen Gestalten diejenige Vollendung zu geben, die sie allein aus dem trüben Boden der Tages- und Parteischriftstellerei erheben kann; ob er aber, es zu wollen, noch die Kraft hat, ist eine andere Frage. Möge sein nächstes Werk es uns zeigen; wir werden die ersten sein, es freudig zu begrüßen.

Leipzigs Papierverbrauch. Leipzig ist trotz der gewaltigen Concurrenz, die ihm in neuerer Zeit namentlich Berlin macht, doch noch der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels. Mehr als 100 Leipziger Buchhändler und außer ihnen viele auswärtige, welche in ihrer Nähe keine ansehnlichen typographischen Etablissements haben, lassen alle in ihrem Verlag erscheinende Werke in den zahlreichen und meist vortrefflich eingerichteten Druckereien Leipzigs drucken, von Leipziger Buchbindern brochiren und einbinden und durch die Leipziger Commissionaire versenden. Leipzig hat nach ziemlich genauen Berechnungen einen jährlichen Papierbedarf von c. 15 Mill. Pfd., und dieser Bedarf ist noch immer im Steigen. Die gesammten Papierfabriken Sachsens, zum Theil von ziemlichem Umfange, sind nicht im Stande, mehr als etwa 7 Mill. Pfund Papier zu erzeugen, also noch nicht einmal die Hälfte des Quantum, welches die Stadt Leipzig allein verbraucht; den größten Theil des Bedarfs muß Leipzig daher jetzt aus den Papierfabriken Preussens, Baierns, Württembergs und Badens beziehen.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. E. Elbert** in Leipzig.